Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 25

Artikel: Altaich [Fortsetzung]

Autor: Thoma, Ludwig

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642859

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 25
XXII. Jahrgang
1932

Bern,
18. Juni
1932

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Sonntagsfrühe.

Von Emil Boller.

Schon kündet fern ein matter Schimmer
Des jungen Tages helle Spur.
In leichtem, zitterndem Geflimmer
Dehnt sich die taugetränkte Flur.
In Busch und Baum hebt an ein Singen,
Ein Jubilieren nah und fern:
Der Vöglein Chor, mit neuen Schwingen,
Verkündet laut den Tag des Herrn.

Ein Käfer raschelt mir zu Füßen;
Bedächtig trottet er dahin.
Er blinzt mich an mit stummem Grüßen:
„Ein Morgen ganz nach meinem Sinn!"
Grün glänzt sein Kleid im jungen Lichte,
Ein Festtagsanzug ist's fürwahr;
Gesegne Gott dem kleinen Wichte
Den Gang zum Sonntags-Frühaltar

Ein Glöcklein zittert durch die Stille;
Weich fallen rings die Schwestern ein.
Ein Tönen nun in reicher Fülle
Quillt über Fluren durch den Hain.
Es weicht die Nacht dem neuen Tage;
Am Himmel blaßt der letzte Stern. —
Mir ist, als hätt' in leisem Schlage
Ich still gespürt das Weh'n des Herrn!

Altaich

Eine heitere Sommergeschichte von Ludwig Thoma. (Copyright by Alb. Langen, München.) 7

Das hätte ihn nicht abgehalten, weiter zu reden, aber die Umgebung erregte seine Neugierde, und da der Zug noch immer hielt, stand er auf und stellte sich auf die Plattform hinaus.

Er sah, wie der Stationsdiener zwei schäumende Maßkrüge zur Lokomotive hinaufreichte, wie der Führer und der Heizer sie nahmen, und wie sie sich nach etlichen kräftigen Schlucken mit dem Stationsdiener unterhielten.

Da alle drei zu ihm hinsahen und dann ein dröhnendes Gelächter aufschlugen, konnte er glauben, daß sie sich über ihn unterhielten und einige Nord- und Südgegensätze gefunden hatten.

Er nahm es den primitiven Leuten nicht übel, und daß sie schon wieder Bier tranken, fand er originell. Es entsprach auch den Schilderungen, die man ihm von Bayern gemacht hatte.

Er war so guter Laune, daß er jetzt den Markt Piebing mit Wohlwollen betrachtete.

Er zählte. Eine, zwei, vier Brauereien in dem kleinen Nest! Donnerwetter! Die Brüder hier mußten aasig picheln, wenn sich die rentieren konnten.

Na, man sah's ja.

Der Lokomotivführer reichte dem Stationsdiener die zwei leeren Maßkrüge hinunter und wischte sich mit der rußigen Hand den Schnauzbart ab.

„Ochott!" rief Stine und prallte vom Fenster zurück. „Was sind das für Leute!"

Henny fragte, was denn los wäre. Aber Stine sträubte sich, zu erzählen. „Ochott! Neun! rief sie mehrmals.

Dann sagte sie, daß der Mann, der die Bierkrüge trug, stehen geblieben sei und sich — ochott! fui! — in die Finger — neun! — geschnäuzt habe.

„Un denn fuhr er sich mit der andern Hand, in der er doch die Krüge trug, unter die Nase lang — so ..."

Stine machte es nach und verzog ihr hübsches Gesicht vor Abscheu.

Henny sagte, man werde sich hier vermutlich an einiges gewöhnen müssen. Sie habe ganz den Eindruck.

Darin erblickte Frau Schnaase eine Opposition gegen ihre Pläne und Wünsche, denn von ihr war der Vorschlag ausgegangen, und sie hatte es durchgesetzt, daß man nach Altaich reiste.

„Ich verbitte mir diese Bemerkungen, Henny. Wenn Papa und ich mal nach Bayern wollten, dann werden wir wissen, warum. Und wenn wir nich schon wieder nach Zoppot gingen, dann hatten wir unsere Gründe dagegen. Und Stine! Wenn Sie den Anblick nich ertragen können, dann setzen Se sich nich ans Fenster! Uebrigens in Klein-Kummerfelde kann ja auch mal so was vorkommen. Nich?"

Stine widersprach, und Henny war schockiert.

Herr Schnaase kam von der Pflattform herein und wollte sich über seine Beobachtungen auslassen, aber seine Frau schnitt ihm das Wort ab, und dann setzte sich der Zug in Bewegung.

Er fuhr durch ein fruchtbares Land, das sich wohlig im Sonnenschein ausbreitete und dem Betrachter alles mögliche von einst und jetzt erzählte.

Von Arbeit, die in uralten Formen geschieht und die Geschlechter der Menschen unverändert erhält; von Freuden, die sich ewig gleich wiederholen in den stattlichen Wirtshäusern, vor denen geputzte Maibäume stehen; vom mühseligen und vom lustigen Leben, das in den kleinen Kirchen den ersten Segen empfängt, und daneben unter den Kreuzen zur Ruhe kommt.

Kleine Wege liefen neben der Bahn her, huschten über Brücken, versteckten sich hinter Stauden und Bäumen, kletterten die Hügel hinauf und schlichen sich verstohlen in grüne Wälder.

Ein Schloß stand hinter einem Weiher und schaute verächtlich über niedere Häuser weg. Es konnte vielleicht die Zeit nicht vergessen, da es ein gräfliches Lustheim war, mit Genien und Wappen über dem Tore, mit einem auf französische Art geputzten Garten dahinter.

Es hörte in seinen Träumen die Fontäne plätschern, die ihr Wasser übermütig in die Höhe schleuderte und zurückfallen ließ auf einen gravitätischen Neptunus und einige niedere Wassergötter. Es träumte von gezierten Schiffen, die auf dem Weiher fuhren, von tapfermutigen Rittern gelenkt, die denen preiswürdigen Damen ihre brennende Passion erklärten.

Es dachte an vergangene Zeit und schämte sich der Gegenwart, die es zu einem Kinderasyle gemacht hatte. Seine Pracht mußte untergehen, aber in den niedern Häusern mit den strohgedeckten Dächern hatte sich nichts verändert.

Schnaase, der den Kopf zum Fenster hinaus hielt, mochte, wenn auch nicht das, so doch allerlei denken, und Gedanken sprach er aus.

„Karline, ich warte nu schon die ganze Zeit und sehe nich die Spur von Industrie. Nischt wie Bauernhäuser un Kirchen un Kirchen un Bauernhäuser. Die ganze Neuzeit mit ihrem kollossalen Fortschritt ist in diese Gegend überhaupt noch nich vorjedrungen. Nich ein Fabrikschlot, nich ein Etablissemank, und wenn ich an so ne Fahrt denke, wie von Berlin nach Leipzig oder Hannover oder nach Halle, denn frage ich mich, wie is es möglich, daß der moderne Geist einfach wie vor ner Schranke halt gemacht hat, und wie is es möglich ..."

„Gott, Gustav! Das sagt doch schon Bädecker, daß man in der Fremde nich die gleichen Verhältnisse suchen soll, wie zu Hause."

„Ich lasse mir von Bädecker nich das Denken verbieten, und wenn ich vor ner rätselhaften Erscheinung stehe, dann suche ich eben nach ner Erklärung. Als denkender Mensch, nich wahr?"

„Du bringst dich bloß um den Genuß, weiter nischt. Mir is es doch wirklich mehr wert, daß die Gegend hübsch ist." —

„Hübsch... na... ja."

„Fängst du schon wieder an? Ich finde diese kleinen Dörfer und überhaupt alles ganz entzückend."

„Meinetwegen. Aber Enttäuschung is es und bleibt es, wenn ich mich auf Alpen vorbereite... na, laß mal! Ich weiß ja, was du sagen willst, und ich nörgle nich. Ich konstatiere aber die einfache Tatsache, daß hier nicht die Spur von Industrie zu sehen ist. Da! Vier, fünf Häuser mit Strohdächern, un daneben wieder ne Kirche! Nee, das is nu mal ne andre Welt."

Der Zug hielt oft. Hie und da vor einem kleinen Bahnhofe, manchmal auf freiem Felde. Dann stand auf einer hölzernen Tafel das Wort „Haltestelle", und eine kleine Hütte aus Wellblech war der Warteraum. Beim Halten und Anfahren prallten die Wagen so aufeinander, daß man von den Bänken gehoben wurde.

Und einmal fiel Stine einem gegenübersitzenden Landmanne, der in Zeidolfing eingestiegen war, auf den Schoß.

„Ochott! Neun!" rief sie schmerzlich aus und schob sich den Hut wieder gerade. „So fährt man doch nich!"

„Er werd eahm net gnua Dampf hamm; er ziahgt eahm a weng hart o", sagte der Zeidolfinger.

Stine blickte ihn ratlos an. Sie konnte kein Wort verstehen.

„Er werd eahm z'wenig Dampf hamm", wiederholte der Mann freundlich, aber es konnte sich keine Unterhaltung entspinnen.

Man fuhr noch eine Weile durch das Vilstal, und endlich schnaufte die Lokomotive sehr erschöpft im Bahnhofe von Altaich.

Schnaase stieg rasch aus und sah sich nach einem Hoteldiener um.

Es waren aber nur zwei Leute da.

Der Bahnvorstand Heigelmoser und der Stationsvorsteher Simmerl.

Heigelmoser grüßte ritterlich, setzte seinen Kneifer zurecht und ging zur Lokomotive vor, was er sonst nie tat, und richtete im Befehlstone Fragen an den Lokomotivführer Schanderl, der so verblüfft war, daß er anständig und freundlich antwortete.

Hinterdrein glaubte er, daß der Adjunkt übergeschnappt wäre.

Er wußte nicht, was er für eine unwürdige Rolle hatte spielen müssen, damit der Heigelmoser sich vor der eleganten jungen Dame ein Ansehen geben konnte.

Schnaase wandte sich an den Stationsdiener.

„Sagen Sie mal, wer schafft denn hier das Gepäck ins Hotel?"

Simmerl schaute ihn verständnislos und gleichgültig an.

Er brummte, daß er von keinem Hotel nichts wisse.

„Wir wollen doch hier... du hast den Namen aufgeschrieben, Karline ..."

„Hotel zur Post" las Frau Schnaase aus ihrem Notizbuche vor.

„Von da Post is neamand da. Von da Post kimmt überhaupts neamd ..."

„Ja, sollen wir unser Gepäck selbst auf der Karre hinbringen? Heiliger Bimbam, nu wird mir die Bummelei aber doch zu stark! ..."

Heigelmoser eilte heran und klappte die Absätze zusammen.

„Bahnvorstand Heigelmoser ..."

„Sehr angenehm; meine Name ist Schnaase. Sagen Sie mal, Herr Bahnvorsteher ..."

„Die Herrschaften wollen ihr Gepäck in die „Post" schaffen lassen?"

„Aber natürlich! Ich verstehe nur nich ..."

Letzte Heimkehr. Nach einem Gemälde von Adolf Hering.

„Die Herrschaften sind vermutlich zum Kuraufenthalt eingetroffen?"

„Jawollja ... aber sagen Sie mal, was sind denn das für Zustände? Es muß doch jemand vom Hotel am Zuge sein ..."

Heigelmoser lächelte.

„Die Leute sind der Situation noch nicht so gewachsen ..."

„Nanu! Wenn man schon die größten Inserate losläßt ..."

„Vielleicht kann das Gepäck einstweilen hier eingestellt werden, und dann holt man es von der „Post" ab?"

„Also gut. So wird's wohl gehen, Karline?"

Frau Schnaase nickte. Henny fing belustigt den huldigenden Blick des Adjunkten auf.

Das spornte ihn zu neuer Liebenswürdigkeit an.

„Das kleine Gepäck lasse ich den Herrschaften gleich besorgen. Das können ja Sie tragen", sagte er zum Stationsdiener.

Simmerl, dem sein Vorgesetzter gar zu geschäftig vorkam, war unwirsch.

„I?" fragte er.

„Nehmen Sie's nur und begleiten Sie die Herrschaften!"

„Ja, i muaß do de zwoa Kaibln ei'lad'n vom Hartlwirt z' Tandern ..."

„Die laden Sie später ein!"

Simmerl fand, daß sich der Herr Adjunkt ein wenig krautig machte, und er hätte sich am liebsten widerhaarig benommen, aber eine Ahnung, daß bei der Geschichte etliche Maß Bier herausschauen könnten, stimmte ihn versöhnlich.

Er nahm eine Hutschachtel und zwei Taschen und ging voran. Stine folgte mit dem andern Gepäck. Hinter ihr ging die Familie Schnaase, die sich freundlich von Heigelmoser verabschiedet hatte.

„Was er für verliebte Nasenlöcher machte!" sagte die Tochter.

„Henny! Wenn uns schon jemand freundlich entgegenkommt ..."

„Gott, Mama! Hältst du es für nötig, bei jeder Gelegenheit erzieherisch zu wirken? Ich gestehe dir offen, daß ich keinen Geschmack daran finde."

Frau Schnaase, die auf der staubigen Straße bei der prallen Hitze genau so schlecht gelaunt wurde, wie ihre Tochter, wollte heftig erwidern, aber der Vater nahm das Wort.

„Kinner! Mir geht allmählich 'n Seifensieder auf. Dieses biedere, um verschiedene Jahrhunderte zurückgebliebene schlichte Volk hat uns Berliner auf unserm ureigensten Gebiete geschlagen, nämlich auf dem Gebiete des Zeitungs- und Inseratenwesens! Allerhand Achtung vor dem geriebenen Jungen, der das, was wir hier sehen, mit fetten Buchstaben ausgerechnet in einem Berliner Blatte als Höhenluftkurort ausschreiben ließ. Der Mann hat Mut und Phantasie, und die Art, wie er uns eingewickelt hat, imponiert mir. Wenn ich 'n Berliner Inserat lese, bin ich vorsichtig, und kommt's recht dicke, denn denke ich mir: Scheibe mein Herzchen. Aber wenn das Auge mitten unter den großstädtischen Schwindelannoncen ganz unvermutet auf so ne angepriesene bayrische Oase fällt, denn riecht's förmlich nach Natur und Treuherzigkeit, und kein Mensch denkt an Schwindel, und man malt sich ne Idylle aus, man gibt noch selbst was dazu, weil man glaubt, dieses schlichte Volk

hat gar nich den Mut, ordentlich aufzutragen. Man denkt, es is zu schüchtern, zu naiv. Un denn eilt man auf Flügeln des Vertrauens her und sieht, was einem die Brüder als Höhenluftkurort in den Voralpen angedreht haben ..."

„Ich gehe keinen Schritt mehr weiter", sagte Frau Schnaase, deren Antlitz von Sonnenhitze und Empörung glühend rot geworden war.

Sie blieb stehen, und man sah es ihr an, daß eine übermächtige Bitterkeit in ihr aufgequollen war.

„Nanu, Olleken!" rief ihr Mann etwas erschrocken aus.

„Ich gehe keinen Schritt mehr weiter. Ich habe es satt, mich von dir und Henny quälen zu lassen ..."

„Aber Mama!"

„Ja! Quälen und peinigen ..."

Frau Schnaase kämpfte mit den Tränen.

„Ihr tut ja gerade, als ob ich verantwortlich wäre für alles, was euch nicht gefällt. Nein! Fällt mir doch gar nicht ein! Ich tue einfach nicht mehr mit. Sag' dem Mann, er soll das Gepäck zurücktragen! Wir nehmen den nächsten Zug. Ich fahre heim, und ihr könnt ja tun, was ihr für gut findet ..."

Aber, Karline, nu beruhige dich wieder! Du bist 'n bißchen nervös geworden ..."

„Ich? Ihr natürlich nicht!"

„Wir ooch. Es fällt mir doch nich im Schlafe ein, dich zu kränken oder dich verantwortlich zu machen ... Nee! Und sieh mal zu, wir gehen jetzt ruhig ins Hotel, und denn ruhen wir uns aus ... nich wahr? Und denn sehen wir schon, was zu tun ist ..."

„Also gut! Ich gehe noch mal mit. Aber, Gustav, das sage ich dir, wenn du noch mal auf mir piekst, dann packe ich sofort."

„Bong! Nu komm aber. Wir wollen doch nich hier auf der Straße ... Der Kerl spitzt schon die Löffel ..."

Die Familie legte den letzten Teil des Weges schweigend zurück, und in Schnaase erregte alles, was er nun unterdrücken mußte, einen heftigen Zorn.

Unterm Tore der „Post" standen der Blenninger Michel und sein Hausknecht Martl. Sie hielten eine Siesta ab, indem sie nichts sprachen und abwechselnd aufs Pflaster spuckten. Sie wurden empfindlich gestört. Zuerst mußten sie erstaunen über die Prozession, die hinterm Simmerl von der Bahn herauf kam, dann mußten sie ihre Stellung räumen, weil die Leute offenbar in die „Post" kamen, und dann trat der dicke Herr auf den Blenninger zu und sagte in einer unangenehmn scharfen Sprache:

„Der Mann behauptet, daß Sie der Posthalter sind."

Michel schaute mit unerschütterlicher Ruhe in die zornigen Augen des Fremden und antwortete langsam: „I bin da Posthalter — jawoi ..."

„So? Na, dann will ich Ihnen mal was sagen. Wenn Sie Ihren famosen Voralpenkurort schon ausschreiben, wissen Se, wenn Sie schon das Geld für Inserate ausgeben, dann können Se sich auch den Luxus gestatten und 'n Hoteldiener auf die Bahn schicken, nich wahr? Das is nämlich so Usus in Europa, wissen Se, und zu Europa gehören Sie am Ende ooch noch, nich wahr? Das is nämlich keine Manier, wissen Se, daß man Gäste anlockt, und denn läßt man sie auf der Bahn stehen und zwingt die Damen, die staubige Straße da heraufzupaddeln. Das können Sie machen, wissen Se, mit Ihren ausgewachsenen Rabattentretern, aber nich Damen, nich wahr? Diesen Mindestgrad von Kultur müssen Se hier ooch noch leisten, verstehen Se, oder lotsen Se die Leute nich her in Ihre Schwindelalpen und schicken Se ganz einfach 'n Wagen an die Bahn. Das wollte ich Ihnen zunächst mal sagen, verehrter Herr!"

Die Wirkung auf den Posthalter war sehr stark.

Zuerst schaute er harmlos und interessiert dem Herrn auf den Mund und bewunderte ihn, daß er die Worte so schnell hintereinander ausstoßen konnte, aber allmählich zog er den Kopf ein und schielte verlegen zum Martl hinüber, der mit weitaufgerissenen Augen den Vorgang beobachtete, und dann nahm der Blenninger die Mütze ab, kratzte sich hinter den Ohren und sagte, als Schnaase fertig war: „Ja ... ja ... und nacha wollen S' wahrscheinli dableib'n?"

„Das kommt auf Verschiedenes an, nich wahr? So Noblenz-Coblenz lassen wir uns nich mehr auf den Leim locken, aber jedenfalls müssen wir jetzt 'n paar Zimmer haben ..."

Der Posthalter ersah die Gelegenheit zur Flucht, und um seinen Rückzug zu decken, schrie er in die Gaststube hinein:

„D' Fanny soll komma! Herrschaft'n san da ... machts amal, daß d' Fanny außa kimmt!"

Dann schlüpfte er schneller, als es seine Gewohnheit war, in die Gaststube, wo er sich auf das Ledersofa am Ofen in einen ganz sicheren und gedeckten Winkel setzte. Er holte sich mit einer schwerfälligen Bewegung eine Zigarre aus der Tasche, und indes er den Rauch nachdenklich vor sich hinblies, hörte er wie von Ferne noch einmal das Schnellfeuer des Berliners.

„Ja, Herrschaftssax'n! ... Resi! Sag' da Köchin, sie soll ma'r an Kaffee einaschick'n ... ja, Kreuzbirnbaum und Hollerstaud'n! Ja, Herrschaftseit'n überanand! ..."

Martl ließ seinen Herrn im Stich, als er merkte, daß sich die Geschichte auf ihn und den neumodischen Bahnhofdienst hinüberreiben konnte.

Er zog sich zurück und entwischte in das Kutscherstübl zu seinem Freunde Hansgirgl, der als Postillon täglich von Altaich nach Sassau fuhr.

Im Kutscherstübl, an dessen Wänden alle möglichen Pferdegeschirre hingen, roch es gemütlich nach geschmiertem Leder. Ein Backsteinkäs, von dem der Hansgirgl bedächtig ein Stück nach dem andern herunterschnitt, und ein eingebeitzter Rettich gaben ihre Düfte darein.

Martl setzte sich an den Tisch, und Hansgirgl schob ihm schweigend den Maßkrug zum Willkommen hin. Da tat Martl einen tiefen Zug, und wie er sich hernach den Schnauzbart abwischte, schaute er mit gläsernen Augen geradeaus.

„Saggera! Saggera!" sagte er.

„Magst koan Kas?" fragte Hansgirgl.

„Na. Koan Kas mog i jetzt net."

Aber ein Bier mochte er, und er nahm den Maßkrug und tat wieder einen tiefen Zug.

„Saggera! Saggera!"

Er mußte an das Erlebnis unterm Tore denken und es innerlich verarbeiten.

Der Hansgirgl dachte an nichts.

Er aß ein Stück Brot und ein Stück Käs und etliche Blattl vom Rettich und fing die Reihenfolge wieder von vorne an.

Die beiden kannten einander so gut, daß ihnen das Beisammensein auch ohne Dischkrieren genügte. Aber den Martl trieb es doch, sein Erlebnis zu erzählen; er stieß seinen Freund mit dem Ellenbogen an.

„Da Bleninnga is heint unter de Breiß'n eini kemma ... Mei Liaba, den hat's dawischt ..."

„Da Blenninga?"

„Ja."

Martl trank.

Hansgirgl stützte das Messer auf den Tisch und schaute verloren vor sich hin.

Dann fragte er: „Was hat denn der Blenninga mit die Breiß'n z' toa?"

„Ja no ... A Summafrischla. Woaßt scho, mit dera neumodisch'n Gaudi kemman allerhand Leut' daher."

„A so moanst? A Summafrischla?"

(Fortsetzung folgt.)

Traurige Erinnerungen.

Zur Erschießung Kaiser Maximilian von Mexiko am 19. Juni 1867.

Als sich in der Konvention von London am 31. Oktober 1861 der religiöse Eifer der Königin Isabella von Spanien, die Neigung des französischen Kaisers, Napoleon III., für hochfliegende Pläne und der fanatische Ehrgeiz seiner Gemahlin Eugenie sowie Englands unermüdlicher Tatendrang in dem Beschluß zusammenfanden, drei Geschwader nach Mexiko zu schicken, um dort (ähnlich, wie heute in Schanghai) die Interessen der Fremden gegen die Gefahren der chaotischen Zustände im Lande zu schützen, da ahnte bereits das französische Volk und mit ihm die nüchtern gebliebene übrige Welt den in dieser Expedition schlummernden Keim tragischer Ereignisse.

Kaiser Maximilian von Mexiko.

Kaiserin Charlotte von Mexiko.

Mexiko war immer ein unruhiges Land und ist es geblieben. Damals, im Jahre 1861, hatte es seit seiner Loslösung von Spanien nicht weniger als neunmal die Regierung gewechselt, fünfzig Personen hatten sich innerhalb von 43 Jahren als Herrscher betätigt und nicht weniger als 300 Parteigänger-Erhebungen und Militär-Meutereien waren erfolgt. Das Ziel der Expedition war aber, das so unruhige Land durch eine besonders von der klerikalen Partei gewünschte Monarchie zu beglücken. Als Monarch war von vornherein Erzherzog Ferdinand Maximilian von Oesterreich, der jüngere Bruder des regierenden Kaisers von Oesterreich, ausersehen, dessen treffliche Erziehung und vielseitigen Erfahrungen auf den Gebieten der Politik, Volkswirtschaft und Verwaltung ihn ebenso wie sein Tatendrang und seine Abenteuerlust für diese Mission als geeignet erscheinen ließen. Maximilian, dessen freisinnige Anschauungen ihn am Hofe und im eigenen Lande unbeliebt machten, erklärte sich also umso eher bereit, als er auch von seiner Gemahlin, Marie Charlotte, der Tochter der Königs Leopold von Belgien, hierin eifrig unterstützt wurde. Charlotte hatte ihrem Gemahl keine Kinder schenken können und versuchte also, ihm wenigstens Kameradin seiner ehrgeizigen Pläne zu sein.

Die vereinigten Truppen waren unter der Führung der Generäle Forey und Bazaine dank der wirren Verhältnisse im Lande bald siegreich und so konnte Maximilian noch im Jahre 1863 den Thron besteigen.

Aber Maximilians vom besten Willen gelenkte Anstrengungen, die in der Verbesserung des Unterrichtswesens, einer neuen Gerichtsorganisation, der Sicherung der Straßen und der Besserung des Loses der sehr unterdrückten indianischen Peons gipfelten, blieben angesichts der Leere der Kassen, der zerrütteten Verhältnisse und der fortgesetzten Bandenbildung erfolglos. Hinzu kam, daß sich die Vereinigten Staaten auf Grund der Monroe-Doktrin, die jegliche Einmischung europäischer Monarchen ausgeschaltet wissen